Die Rolle der Stoffe bei den Gestaltungsprozessen in der Natur und bei den bildschaffenden Methoden

Wolfram Schwenk

Wir begegnen den Stoffen, die in den Körpern der belebten und der unbelebten Natur anwesend sind, in den mannigfaltigsten Ausformungen. In den Formen der mineralischen Welt herrschen Ecken und Kanten, glatte Flächen und Brüche vor. An lebenden Körpern erleben wir runde und spitze, quellende und einstülpende, einhüllende und spreitende, in verwundenen Flächen ineinander übergehende Bildegesten zur Gestalt sich vereinigen. Welchen Anteil haben die in ihnen anwesenden Stoffe am Zustandekommen dieser Formen?

Im Mineralreich bestimmt die einen Kristall bildende Substanz dessen Form. Natriumchlorid bildet kubische, Quarz hexagonale, Calcit rhomboedrische Kristalle, Zitronensäure erscheint in rhombischen Prismen, Benzoesäure in Blättchen usw. Stoffbeimengungen lassen Varianten entstehen. – In der unbelebten Natur besteht die Tendenz zu stoffspezifischen Einzelformen. Hier herrschen die den Stoffen «innewohnenden» Gesetze (*Steiner* 1904/1922). Dieses für die Beobachtung an festen reinen Stoffen zutreffende Urteil wird heute als umfassend und allgemein gültiges naturwissenschaftliches Weltbild verallgemeinert. Die konkreten Entstehungsbedingungen wie Wärme, Druck, Ruhe bzw. Bewegung, Konzentration, stoffliche Beimengungen u.a. beeinflussen und modifizieren die jeweils entstehende Form; von ihnen hängt gegebenenfalls auch ab, welche Kristallmodifikation auftritt, z.B. ob Calciumcarbonat als Calcit- oder als Aragonit kristallisiert. Diese Bedingungen bringen die Formen aber nicht hervor. Ist in Stoffgemengen, z.B. Granit, die Ausbildung der klaren Kristallformen behindert, so erscheinen an ihrer Stelle Rudimente davon oder amorphe Ansammlungen, nicht aber andersartige Formtypen. Die Anordnung der einzelnen Formen erweckt den Eindruck eines wahllosen, nicht oder wenig koordinierten, beziehungsarmen Nebeneinanders von Einzelstücken; sie ist auf die Entstehungsbedingungen zurückzuführen.

Nur in Ausnahmefällen nehmen Minerale die Kristallform anderer Minerale an, wenn sie aus ihnen durch allmähliche Umwandlung hervorgegangen sind und deren vorangegangene Form ausfüllen (Pseudomorphosen). Hier fügt sich der Stoff dem ihm fremden Gestaltungsprinzip eines anderen Stoffes.

Liegen die Stoffe der unbelebten Natur im ungesättigten Zustand vor, so werden sie in die Formen anderer Stoffe einbezogen oder erscheinen formlos, amorph.

Anders in der belebten Natur: In den Geweben und Zellen der Organismen erscheinen die Stoffe weder in formlosen Anhäufungen oder beliebiger Verteilung, außer in Sonderfällen auch nicht in Kristallform. Sie werden Bestandteil einer Organform, die vom Organismus her und nicht von den anwesenden Stoffen her bestimmt, bestenfalls von ihnen modifiziert ist. Die Stoffe werden in die Bildung von Formen einbezogen, die ihrem eigenen Formtypus fremd sind; in der organischen Natur ist dies die Regel, nicht mehr die Ausnahme.

Im Organismus nehmen die Stoffe ihren Platz aus dem gelöst flüssigen Zustand heraus ein, sie werden in ihre Form hinein abgeschieden, eingelagert, füllen diese aus. Eine Fülle verschiedener Stoffe wird gemeinsam, in enger funktioneller Beziehung zueinander, sinnvoll *angeordnet*; dann fortwährend im annähernden Fließgleichgewicht ausgetauscht. Vorrangig ist die Anordnung, nicht der einzelne Bestandteil; dieser wird austauschbar.

Der Organismus ordnet die Stoffe in seine Gestaltungstätigkeit ein, er bedient sich ihrer, er nimmt sie in Dienst. Die den Stoffen innewohnenden Gesetze, die in der mineralischen Welt formbestimmend wirken, weichen im Organismus so weit zurück, dass die Stoffe sich *seinen* Gestaltungen fügen: Ein den Stoffen *übergeordnetes* Gestaltungsprinzip ergreift diese und organisiert sie.

Mit anderen Worten: In der mineralischen Welt *herrschen* die Stoffgesetze der physischen Natur, in der organischen Welt *dienen* sie (*Schwenk* 2001).

Dies gilt selbst dort, wo mineralische Stoffe vom Organismus in gesättigter Konzentration abgesondert werden. Zum Beispiel ein Schneckenhaus und eine Muschelschale, die aus reinem Kalk bestehen, spiegeln organische Formen, sie haben nicht die Form der Calcit- oder Aragonitkristalle, selbst wenn die Substanz kristallisiert ist. Der kristalline Zahnschmelz aus Calciumphosphat ist Teil einer typischen Zahnform und verselbständigt sich nicht zum Apatitkristall. Die Skelette der Kieselalgen oder z.B. der Kieselschwämme, die aus reiner Kieselsäure bestehen, zeigen organische Formen, nicht einzelne Quarzkristalle.

Sucht man also, etwas über die Bedeutung der Stoffe im Lebenszusammenhang auf organischem Niveau zu erfahren, so ist nach den Bildegesetzen des Organismus, der die Stoffe ergreift und organisiert, zu fragen, weniger nach denen der Stoffe selber. Steiner: Beim Leben ist der Stoff von Kräften beherrscht, die von außen nach innen wirken; der Stoff «muss sich den einstrahlenden Kräften fügen» – leblose Natur: Kräfte vom Wesen des Stoffes ausstrahlend (*Steiner/Wegmann* 1925, Kap. III).

Weicht das Leben aus dem Organismus – ziehen sich seine bildenden Kräfte zurück – , so zerfällt seine Gestalt, und die in ihr gewesenen Stoffe fallen wieder den ihnen innewohnenden Gesetzen anheim. – Schiller gebraucht diese Unterscheidung sogar für ein soziales Phänomen, um einen staatlichen Eingriff zu charakterisieren: «(…) dass er sich eilte, durch die Schwerkraft zu scheiden und durch die Kohäsionskraft zu binden, wo an die bildende noch nicht zu denken war. (...) Die losgebundene Gesellschaft, anstatt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.» (*Schiller* 1795)